Die Kriegskunst Napoleon's.

Kriegsgeschichtliche Studie von Hans v. Spielberg.

Die Napoleonische Epoche ist die Geburtszeit der modernen Kriegskunst, Bonaparte selbst ihr Begründer und Schöpfer. Die Lehren, welche er mit der Schärfe seines Schwertes den Völkern gab, schufen für die ganze Welt neue Grundsätze der Kriegsverfassung, der Ausbildung und Zusammensetzung der Heere, neue Prinzipien der Strategie und der Taktik, der Heeresleitung; er drückte mit der Gewalt seines Genie's seinen Thaten so durchaus den Charakter der Originalität auf, er war trotz aller der Wichtigkeit, die er selbst auf die Lehren seiner Vorläufer legte, so durchaus selbstschöpferisch und wirkte so bestimmend auf Mit- und Nachwelt, daß er für alle Zeiten als einer der größten Feldherren und Organisatoren des Kriegswesens wird gelten müssen. Gerade die moderne deutsche Schule der Kriegskunst hat es nie geleugnet, daß er ihr erster und bedeutendster Lehrer war, und so vielseitig die fortschreitende Technik der Waffen, die Schöpfung neuer Verkehrsmittel, besonders der Eisenbahnen, seit seinem Auftreten die Kriegführung verändert haben, so allgemein giltig sind doch noch heute die Normen, welche er schuf und die er vor Allem durch seine eigenen Erfolge bekräftigte. Es ist daher gewiß von allgemeinem Interesse, ihnen nachzuforschen und den Versuch zu machen, sie in übersichtlicher Weise zur Darstellung zu bringen, zu zeigen, wie der gewaltige Korse seine Erfolge vorbereitete, seine Siege erfocht.

Napoleon fand am Beginne seiner Feldherrnthätigkeit in Frankreich kein Heer, sondern nur Heeresmassen vor. Die Legende von der Unbesiegbarkeit der sog. Freiwilligenarmee der französischen Republik von 1793 ist längst als eine Erfindung durch die historische Forschung gekennzeichnet worden. Wo diese Heere in vereinzelten Fällen sich den Oesterreichern oder Preußen überlegen zeigten, da war es mehr die Wirkung der neuen Elemente, die sie in's Feld führten: der Verwendung großer Massen und ihrer erhöhten, nicht durch Rücksichten auf eine schwerfällige Verpflegung gebundenen Beweglichkeit.

Erst Bonaparte war es, der aus diesen losen Massen Soldaten zu machen und die festen Formen von Korps und Divisionen im regelrechten Verbande aller drei Waffengattungen, der Infanterie, Artillerie und Kavallerie, herzustellen wußte. Bisher war fast stets, auch unter Friedrich dem Großen, jedes Heer eine einheitliche Masse gewesen, die auf den Befehl eines einzelnen Führers marschirte, zum Kampf angesetzt wurde und ihn durchführte. Dies war angängig, so lange die Armee'n klein waren, schlug doch Friedrich der Große seine Schlachten mit selten über 40,000 Mann. Jetzt galt es Hunderttausende zu verwenden, die sich weder auf einer Straße bewegen, noch von ihr aus zur Schlacht entwickelt werden können, die der Einzelne nicht direkt zu überschauen vermag.

Indem Napoleon sie gliederte, gab er zugleich seinen Unterführern eine bis dahin unbekannte Selbstständigkeit und persönliche Verantwortlichkeit. Er organisirte zuerst einen Generalstab im modernen Sinne, der einerseits sowohl die strategischen, wie alle administrativen Maßregeln des Ergänzungs-, Verpflegungs-, Etappenwesens nach seinen Andeutungen und Weisungen bearbeitete, der andererseits den Führern der Corps direkt zur Seite stand.

Napoleon erkannte auch zuerst die Nothwendigkeit, ein geordnetes Ersatzwesen herzustellen. Während er mit der Feldarmee operirte, organisirte er gleichzeitig stets im eigenen Lande Reservetruppen, durch welche er im Bedarfsfalle seine Korps immer auf's Neue vervollständigen konnte. Nur dadurch war es ihm möglich, nach 1812, als die große Armee auf den Schneefeldern Rußlands fast gänzlich vernichtet und aufgerieben worden war, schon im nächsten Frühling mit einer neuen, achtunggebietenden Macht wieder an den Ufern der Elbe zu erscheinen und selbst nach der Schlacht von Leipzig und nachdem er nur elende Trümmer hatte über den Rhein zurückführen können, noch einmal den Verbündeten die Stirn zu bieten.

Hand in Hand mit diesen Maßnahmen im Großen ging eine sorgfältige Vorbereitung im Detail. Seine „Ingenieur-Geographen" mußten für ihn jedes voraussichtliche Kriegstheater eingehend studiren, seine Gesandtschaften an fremden Höfen über militärische Organisationen berichten, ein Netz von Spionage, dessen Fäden in dem Bureau seines Generalstabchefs, des Marschall Berthier, zusammenliefen, überzog ganz Europa während er selbst seine Feinde stets im Unklaren hielt und zu täuschen wußte. Bekannt ist, wie er im Jahre 1800 eine sogenannte Reserve-Armee aus 6000 Krüppeln und Invaliden in Dijon zusammenzog, auf welche in geflissentlicher Weise die Aufmerksamkeit des Kontinents gelenkt wurde, als bilde sie den Kern der französischen Macht, während Napoleon selbst doch bereits mit seiner eigentlichen Armee in der Schweiz stand, um überraschend auf die nichts ahnenden Oesterreicher in die Po-Ebene hereinzubrechen.

So gelang es ihm fast stets, die Gegner noch inmitten ihrer Vorbereitungen zu treffen. In keiner Lage gab er den offensiven Gedanken auf, verzichtete er auf die Vortheile des Angriffs. Ja gerade, wenn er sich in nachtheiligen Situationen befand, suchte er durch den plötzlichen unerwarteten Uebergang zur Offensive das schwankende Kriegsglück wieder an seine Fahnen zu fesseln. Mit einem unausgebildeten Heere ging er 1813 angriffsweise gegen die Heere der Verbündeten vor, mit in Lumpen gekleideten widerwilligen Soldaten ergriff er im Jahre darauf noch einmal die Initiative gegen Blücher und schlug ihn bei Montmirail und Etoges. Er wußte eben, wie Keiner vor ihm, die vernichtende Wirkung des Angriff auf die Maßregeln des Feindes, die sichtbare Hebung des Geistes der eigenen Truppen, welche mit der zielbewußten Offensive stets verknüpft sein wird, zu schätzen.

Plötzlich, überraschend setzte Napoleon seine Korps auf getrennten Straßen in Marsch, um den Krieg in Feindes Land zu tragen. Ganz im Geiste der modernen Strategie schob er ihnen mächtige Reitermassen vor, welche die Situation des Gegners aufklärten, die Richtung der eigenen Operationen mit einem dichten Schleier verhüllten. Unaufhaltsam strebten die getrennten Heereshaufen, im Vormarsch enger aneinander schließend, einem Ziele zu. Dieses eine Ziel war für Bonaparte stets das feindliche Heer und nächstdem die Landeshauptstadt, jenes wollte er mit wuchtigen Schlägen zertrümmern, in dieser den Kern des Widerstandes brechen.

Vor ihm galt es als die wahre Feldherrnkunst, die entscheidende Schlacht zu vermeiden, durch kunstvolles Manövriren Terrain zu gewinnen, der Kampf selbst wurde gleichsam dabei als ein nicht ganz zu vermeidendes Uebel angesehen, und nur Friedrich der Große hatte schon der Feldschlacht die gebührende Stellung eingeräumt. Für Napoleon war diese aber das Ein und Alles der ganzen Feldherrnkunst, er verwarf alle Künsteleien und machte, indem er in der Schlachtentscheidung die höchste Aufgabe sah, zugleich die höchste Einfachheit und die höchste Energie zu den Hauptfaktoren des Krieges. Sie sind es bis heute geblieben.

Napoleon kannte kein Schema für die Schlacht. Hatte Friedrich der Große seine kleinen Armeen meist in bestimmten Formen in den Kampf geführt, die in ihrer schrägen Anordnung zur Ueberflügelung einer Flanke des Feindes fast typisch geworden waren, so gestaltete der Korse jede Schlacht durchaus eigenartig. Nach vorhergängiger persönlicher Rekognoszirung der feindlichen Aufstellung entwarf er seinen Angriffsplan und traf seine Dispositionen. Geschlossene Artilleriemassen, oft über hundert Geschütze auf einem Punkt vereint, bereiteten den Angriff vor, Infanteriemassen führten ihn durch. In dieser Verwendung von Massen liegt das Charakteristische der Napoleonischen Taktik, er dirigirt ganze Divisionen gleich Bataillonen auf das ihm wichtig erscheinende Objekt, ohne Rücksicht auf Verluste, wenn nur ein Ziel erreicht wird. Ob dies Objekt auf dem Flügel, ob in dem Centrum der feindlichen Aufstellung liegt, ist ihm gleichgiltig, er weiß zu erkennen, ob und in welchem Maße die Entscheidung des Tages von seinem Besitz abhängt. Eine geschlossene Reserve bleibt bis zum Ausspielen des letzten Trumpfes in seiner Hand, sie setzt er erst dann ein, wenn er fühlt, daß daß die Kräfte des Gegners erschöpft sind, seine Widerstandskraft lahmer wird und mit einem Schlage gebrochen werden kann. Wie ein Sturmwind brausen dann die Schwadronen über das Blachfeld, in enggeschlossenen Kolonnen drängen die Grenadiere der Garden nach, noch einmal konzentrirt sich ein überlegenes Artilleriefeuer auf einen Punkt, die Niederlage des Gegners ist in seine Vernichtung verwandelt.

Aber Bonaparte war weit entfernt, sich mit der taktischen Zertrümmerung der feindlichen Kräfte zu begnügen, er machte den Sieg auf dem Schlachtfelde erst durch die Verfolgung über dieses hinaus ganz vollständig. Seine Kriege sind so reich an energischen, wirkungsvoll durchgeführten Verfolgungen, wie die keines zweiten Feldherrn. Wenn Friedrich der Große schon seinen Generalen gelehrt hatte: „Eine Verfolgung unterlassen, heißt ein schon gewonnenes Spiel noch einmal versuchen," so wußte Napoleon diese Lehre bis auf's Aeußerste durchzuführen. Die Verfolgung der geschlagenen preußischen Armee nach der Schlacht bei Jena muß ihrer Veranlagung und Durchführung nach als eine Musterleistung ersten Ranges bezeichnet werden.

Die letzten Ursachen der Erfolge Napoleon's ruhen zweifellos in seinen Charaktereigenschaften, wie denn überhaupt der Charakter den Soldaten macht. Ein klar abwägender Verstand, ein energischer, vor keinem Hinderniß zurückschreckender Wille, erbarmungslos, das Letzte auf's Spiel setzende Rücksichtslosigkeit, das waren die Grundfaktoren seiner Herrschaft überhaupt, seiner Kriegskunst im Besonderen. Der Kaiser war durch und durch Egoist, er lächelte über jede ideale Regung und beurtheilte Menschen und Verhältnisse lediglich nach materiellen Rücksichten.

Wenn wir nun fragen, warum dem beispiellos glänzenden Emporsteigen, das den einfachen Artillerielieutenant in kaum zwanzig Jahren auf den Thron des kaiserlichen Frankreichs erhob und ihn zum Despoten von halb Europa machte, der Sturz folgen mußte, so müssen wir auch hiefür die Gründe in seinem Charakter suchen. Der Ehrgeiz Napoleon's war ebenso grenzenlos, wie seine Willenskraft, er kannte keine Ruhe, kein Maßhalten, keine Beschränkung. Ueberschauen wir seine militärische Laufbahn, so zeigt sich dies überall. Im Feldzug 1796 bis 1797 tritt er zum ersten Male als selbstständiger Heerführer auf und schlägt die Oesterreicher in Italien, im Jahre 1798 führt ihn eine phantastische, wenn auch eines reellen, gegen England gerichteten Hintergedankens nicht entbehrende Idee nach dem Lande der Pharaonen, und 1799 weiter nach Syrien, 1800 steht er auf's Neue am Po, um Oesterreichs Heer wiederum zu zertrümmern. Kaum vier Jahre später sehen wir den inzwischen zum Kaiser erwählten Feldherrn zum ersten Male in Deutschland selbst; bei Austerlitz schlägt er 1805 Russen und Oesterreicher, bei Jena 1806 das altberühmte preußische Heer. 1808 kämpft er jenseit der Pyrenäen, um den spanischen Thron für seinen Bruder Joseph zu erwerben, gegen England und die ganze spanische Nation, 1809 zum vierten Male gegen Oesterreich, das er im Frieden von Schönbrunn zur Abtretung von 2000 Quadatmeilen seines Gebietes zwingt, 1812 bricht er endlich zu jenem gewaltigen Zuge gegen Rußland auf, der ihn sein bestes Heer und schließlich seinen Thron kosten sollte.

Was war in allen diesen fast ununterbrochenen Kriegen das Ziel seines Strebens gewesen, was hatte er schließlich durch die Ströme von Blut, die er auf hundert Schlachtfeldern vergoß, erreichen wollen? Die historische Forschung hat mit Gewißheit festzustellen gewußt, daß ihm nichts Anderes vorschwebte, als das Bild einer Weltmonarchie etwa im Sinne Alexander's des Großen oder der römischen Imperatoren, daß er mindestens die Bildung eines europäischen Staatenbundes unter der Leitung Frankreichs und seiner Dynastie für unmöglich gehalten hat. Kann das Maßlose seiner Pläne deutlicher charakterisirt werden? Er mußte fallen, weil er Unmögliches erstrebet!

So bezeichnet denn das Jahr 1812 den Wendepunkt in seinem Geschick. Wohl blieb er auch hier Anfangs auf dem Schlachtfeld Sieger und es ist eine Mythe, wenn man gemeint hat, das Zurückweichen der Russen bis jenseits Moskau's sei das Resultat eines wohlüberlegten Planes gewesen, es war nur die Folge ihrer Niederlagen. Aber die Elemente, der Mangel an Nachschub und Verpflegung, traten hier zum ersten Male dem Sieger hindernd in den Weg. Dennoch darf man auch bei diesem vielgetadelten Zuge Napoleons nach Rußland seine Feldherrngröße nicht übersehen.

Die Feldzüge der Jahre 1813 und 1814 waren im Grunde genommen, trotzdem sie Napoleon offensiv führte, Vertheidigungskämpfe seiner unhaltbaren Stellung gegen die nach Freiheit ringenden Völker Europa's. Wohl entfaltete er noch einmal sein wunderbares Organisationstalent und stampfte gleichsam die Armeen aus der Erde, aber die Verhältnisse waren stärker als er.

Seine Gegner waren Andere geworden, sie hatten von ihm gelernt, sie führten seine eigene Methode der Kriegskunst jetzt gegen ihn selbst in's Feld. Nach dem Muster des von ihm geschaffenen Heerwesens waren die Armeen gegliedert und ausgebildet, die ihn vernichten sollten, die allgemeine Wehrkraft führte ihnen die tüchtigsten Elemente der Nation zu, in der Schule der Leidens hatten sich Männer zu ihrer Führung gefunden, die dem großen Korsen nicht ganz unebenbürtig waren: Scharnhorst und Gneisenau, Blücher, York und Wellington und die anderen Helden, denen es vergönnt war, in dem großen Freiheitskampf an maßgebender Stelle mitzuwirken!

Sodann — und das war vielleicht das Entscheidende — konnte Napoleon seine Armee wohl numerisch wiederherstellen, die innere Tüchtigkeit aber fehlte, nachdem der Kern seiner Truppen sich in Rußland verblutet hatte. Das Heer, mit dem er jetzt den Verbündeten gegenübertrat, bestand zum überwiegenden Theil aus jungen Rekruten, es fehlte an krieggewohnten, erfahrenen Offizieren, seine Marschälle waren der ruhelosen Zeit müde und sehnten sich nach dem friedlichen Genuß ihrer erworbenen Titel und Reichthümer. Und auch der Kaiser selbst war nicht mehr ganz der Alte. Die beispiellosen geistigen und körperlichen Anstrengungen zweier Decennien hatten selbst die Spannkraft dieser Löwennatur erschüttert. Nur in Einem blieb Er sich gleich: in der Maßlosigkeit seiner Entwürfe und Erwartungen!

Noch 1813 hätten die Alliirten ihm sicher neben Frankreich, Holland und Italien zugestanden, noch 1814 wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die Rhein-Grenze für sein Reich zu erhalten, so sehr fürchtete man sein Feldherrntalent selbst im Untergang, er aber wies alle Friedensanerbietungen zurück und benutzte die diplomatischen Unterhandlungen nur, um Zeit für neue Rüstungen zu gewinnen. Kaum zwei Monate vor seinem Sturz brach er nach einem partiellen Erfolge gegen Blücher in die charakteristischen Worte aus: „Noch ein solcher Sieg und ich bin wieder an der Weichsel!"

So eilte er dem Verderben entgegen, so hielt er schließlich bis zur letzten Stunde an dem Gedanken fest, daß Frankreich, wenn auch ihm, so doch nimmermehr seiner Dynastie verloren sei. Die Geschichte hat es gelehrt, wie er sich täuschte — fast zur gleichen Stunde, in der er zu Gunsten seines Sohnes, des unglücklichen Herzogs von Reichstadt, abdankte, steckten Tausende und Abertausende in Paris die weiße Bourbonenkokarde auf, jubelte die Einwohnerschaft seiner Hauptstadt den einziehenden alliirten Monarchen entgegen.

Noch einmal wußte er, von Elba zurückgekehrt, mit seiner gewaltigen Persönlichkeit und den Traditionen seines Feldherrnruhm das französische Heer an sich zu ketten, noch einmal zog er an seiner Spitze gegen das auf's Neue erschreckte Europa in's Feld. Aber es ließ sich voraussehen, daß dieser Feldzug nichts als der letzte Akt des großen Trauerspiels sein würde, unter dessen Eindruck der Kontinent zwei Decennien gebebt hatte. Wohl fesselte Napoleon bei Ligny das Schlachtenglück an seine Fahnen, aber schon wenige Tage darauf zerschellte seine Armee bei Belle-Alliance vor der eisernen Zähigkeit Wellington's und dem kühnen Eingreifen Blücher's. Und hier, in seiner letzten Schlacht, trat so recht bezeichnend diejenige Charaktereigenschaft des Korsen hervor, die wir wiederholt als die Hauptursache seines Niederganges bezeichneten. Schon als die Wagschale des Kampfes sich längst zu Ungunsten des Kaisers geneigt hatte, warf er mit der echten Maßlosigkeit des Emporkömmlings seine letzten Reserven in die verlorene Schlacht; für ihn galt auch hier nur der eine Satz: Alles oder Nichts! So löste sich die Armee in ein wüstes Chaos auf, welches, vor der energischen Verfolgung Gneisenau's zerstiebend, das Kaiserreich unter seinen Trümmern begrub.

Des Dichters Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," paßt auf Napoleon I. im vollsten Umfange. Niemals vielleicht, soweit wir in die Weltgeschichte zurückblicken, hat ein Mann so hohe militärische Gaben in sich vereint, niemals ist ein Feldherr auf einer langen Siegeslaufbahn in so hohem Grade vom Glück (und dieses wird stets eine Rolle bei der Kriegsentscheidung spielen) begünstigt gewesen, wie Napoleon — die Kunst, Maß zu halten, sich auf Erreichbares zu beschränken, blieb ihm versagt. In der Brust dieses Mannes lag der Drang in's Unbegrenzte, das Selbstgefühl der Allgewaltigkeit zu tief eingeprägt, als daß ihm je die richtige Selbsterkenntniß geworden sein sollte.

Jede Größe aber, der die Selbstbeschränkung fehlt, trägt den Keim des Sturzes in sich — Napoleon, der Besieger Europas, giebt dafür das kolossalste Beispiel, das die Geschichte kennt. Er, vor dem die ganze Welt zitterte, starb einsam und verlassen auf St. Helena in der Verbannung.

Der Liebesbach.

Eine Kurhessische Sage. Von Leon Duplessis.

„Verloren, verloren", rief der knorrige Bauer, „Frau hörst Du es, der Prozeß ist verloren; durch Richterspruch bekommt Ellenberger meinen Acker, Frau, wie hasse ich diesen Menschen!"

„Und Du hast Recht, ihn zu hassen, Steinmetz; doch höre auf mich: über den Amtmann von Spangenberg kommt noch in Kassel unser Fürst, rufe ihn an, er wird das ungerechte Urtheil vernichten und uns den Acker wiedergeben."

„Er muß ihn uns wiedergeben," tobte der Mann; „Landgraf Philipp muß mir altem Recken von Mühlberg mein Recht verschaffen .... sonst .... Himmel und Hölle .... sonst" und grimmig, entschlossen, ohne seinen düsteren Gedanken ganz auszusprechen, stand er mit einem Fluche auf und schlug heftig mit der Faust auf den Tisch.

Da trat Aennchen herein zu den erregten Eltern im Sonntagskleide, die blonden Flechten lang herabhängend, das Gesangbuch in der Hand und richtete ihre blauen Augen freundlich und treu auf den Vater. Steinmetz lächelte, trotz seiner Wuth.

„Vater, es ist Zeit," sagte die Tochter, und als sie sprach, läuteten die Glocken zur Kirche.

Würdig und langsamen Schrittes ging er mit Weib und Kind in die Kirche.

Der neue Pfarrer, von Luther selbst gesandt, sprach in warmen Worten über die wahre christliche Liebe, über Duldsamkeit, Demuth. „Und vergebet Euern Schuldigern, damit Euch vergeben werde."

Als der Gottesdienst zu Ende war und das Volk die Kirche verließ, fügte es sich, daß Steinmetz mit Ellenberger und seiner Familie unter dem Portale zusammentraf. Grimmig ballte er seine Faust und drohte seinem Feinde; — „o, Du böser Mensch!" flüsterte Frau Steinmetz.

Ellenberger aber trat ruhig näher, grüßte freundlich und bot Jenem die Hand.

„Gieb mir die Rechte, Nachbar," sagte er mit erregter Stimme so laut, daß Alle ihn hörten, — „dieses einen Ackers wegen werden so alte Freunde wie wir doch nicht Todfeinde werden?" —

Wie versteinert blieb Steinmetz stehen.

„Ja, reich mir Deine Rechte," und weicher wurde die Stimme des Sprechenden, „wenn nicht in der Erinnerung an unsere frühere Freundschaft, so doch in der Hoffnung auf das Glück unserer Kinder; sie lieben sich, hörst Du, und im Namen meines Heinz werbe ich hier, an dieser heiligen Pforte, um Dein holdes Aennchen."

„Du lügst," schrie Steinmetz, außer sich vor Zorn, „sie lieben sich nicht!"

„So sieh' sie hier zu Deinen Füßen," — antwortete kalt der Ellenberger.

Hand in Hand, ihr Antlitz in Thränen gebadet, war Aennchen und Heinz vor dem Wüthenden in die Knie gesunken. Ihr Schluchzen allein sagte beredtsam genug, was ihre Brust erfüllte und was ihre Zungen vor Wehmuth und Angst nicht sprechen konnten.

„Niemals, niemals," schrie Steinmetz immer lauter, „geb ich mein Kind dem Sohne eines Räubers."

Da schoß das Blut dem Ellenberger in die bleichen Wangen; aber er beherrschte sich, denn ein ganzer Mann, klug, redlich und stets Herr seiner selbst, der blieb er auch jetzt. „Steh auf, Heinz," sagte er entschieden, „steh auf, mein armer Junge, nun ist's genug, hab' ich auch Aennchen, die Du zur Braut erkoren, innig lieb, so dulde ich's jetzt nicht mehr, daß Du um sie wirbst. Aber ein „Niemals, Niemals!" rufe ich deshalb nicht aus, denn uns Sterblichen ziemt dies Wort nicht. Aber höre! Sie dort den Berg, mein Sohn," — Alle lauschten aufmerksam auf den tief erregten, schwer beleidigten Mann — „erhebe Deinen Blick dort hin auf den hohen Kieselsberg, — dort oben am Horizonte, auf dem Gipfel ist ein von der Natur geschaffener, unerschöpflicher Teich voll des klarsten, herrlichsten Wassers. Wenn Du, mein Sohn, mit Aennchen, ohne andere Hülfe, als die von Gott, in dreien Tagen und zweien Nächten das Wasser von dem Teiche bis hier nach Spangenberg auf diesen Platz führen kannst, dann nur — dann nur allein gebe ich meine Einwilligung zu Eurem Bunde, nur dann will ich ihm seine Beleidigung verzeihen, daß schwöre ich! Aber ein „Niemals!" spreche ich nicht aus."

„Oho," höhnte spottend der Andere, „wenn Ihr dies Werk vollbringt, dann geb auch ich meinen Segen, dann bitte ich Dich um Frieden, Ellenberger, — das schwör' auch ich!"

In frommer, gotterfüllter Stimmung traten Heinz und Aennchen in die Kirche zurück. Lange blieben sie vor dem Altare: „was ihnen die Engel dort zugeflüstert, — wer weiß es!"

Der Sonntag verging. — In der Frühe des kommenden Tages, als der erste Sonnenschimmer durch das frische Frühlingslaub strahlte, begaben sich Heinz und Aennchen auf den hohen Kieselsberg. — Spaten, Karren und anderes Handwerksgeräth führten sie mit sich; ihre Liebe im Herzen — hatten sie in sich eine übermenschliche Kraft. —

Tag und Nacht arbeiteten sie, um das Wasser des Teiches nach Spangenberg sicher abzuleiten und die Riesenarbeit ging merklich vorwärts. Kein Zweifel an das Gelingen war in ihrer Brust, sie aßen nicht, sie schliefen nicht, sie nahmen keine Erquickung; sie arbeiteten und arbeiteten, sie gruben und gruben, ohne Ermüdung, in wunderbarer Ausdauer, ohne Ruhe und Rast. Und als der dritte Tag sich seinem Ende neigte, da läuteten feierlich alle Glocken wie zu einem Feste. Aufgeregte Freude durchwogte das Städtchen. Die Einwohner in festlicher Stimmung und blumengeschmückt, begaben sich auf den Platz. — Dort stand der Pfarrer im priesterlichen Ornat, zu Seiten von ihm die feindlichen Familien. Dazu trat der Amtmann und der Bürgermeister. Auch Heinz und Aennchen waren da und gruben rastlos an der Rinne eines tiefen und schmalen Kanals und ehe die letzte Minute des prächtigen Tages wie ein Tropfen im Meer in die Ewigkeit gefallen war, — da that der Jüngling den Spatenstich, und das klare helle, silberne Wasser vom Kieselsberg quoll munter und plätschernd auf den Kirchplatz.

Die Menge jubelte und jauchzte hoch auf in Entzücken und Freude; war doch nun das Städtchen von der oft drohenden Wassersnoth gerettet.

Die beiden Alten reichten sich in bewegter Stimmung die Hand zur Versöhnung.

Aennchen, wie eine matte Taube, fiel, die müden Augen schließend, Heinz in die Arme. Der Kuß der Liebenden hatte kein Ende; ihre Lippen sollten sich nicht mehr trennen, denn von Arbeit erschöpft, im Gefühle höchster Wonne, sanken sie beide zur Erde .... todt!

So lautete die unwahrscheinliche, aber dennoch wahre Geschichte von Heinz und von Aennchen von Spangenberg. Das Volk hat sie besungen in wehmüthig schönem Lied, und der Canal, den sie gruben, heißt bis auf den heutigen Tag: „der Liebesbach".

Die Macht der Musik.

Vor einem der elegantesten Gasthöfe in Paris hielt ein geschmackvoller Tilbury, dessen schönes englisches Pferd muthig in sein Gebiß schäumte. Aus einem andern Wagen stieg ein vornehmer Mann, einer der berühmtesten Advokaten von Paris, der in den Gasthof ging. In der Thür trifft er mit einem hübschen jungen Herrn zusammen. „Habe ich vielleicht die Ehre, Herrn Alfred v. C. vor mir zu sehen?" redete er denselben an.

„Der bin ich, mein Herr, was wünschen Sie?"

„Ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit hierher, und wenn Herr v. C. die Güte haben würde, mit mir umzukehren —"

„Das geht nicht, denn für Geschäfte bin ich nur morgen zu haben", erhielt der Advokat zur Antwort. „Meine Zeit drängt, mein Pferd wird ungeduldig vor dem Hause, und ich werde bei dem herrlichsten aller Concerte erwartet. Die Damen Grisi und Viardot, Rubini und Lablache, Duprez und der schöne Apoll der Bühne, der verführerische Mario, ferner Ar'aut, Liszt, Labarre und seine anmuthige Gattin — kurz, die größten Talente der Vokal- und Instrumental-Musik sind vereinigt; dazu kommt noch eine Auswahl der himmlichsten Stücke — nein, bei Gott, mein Herr, Sie können nicht verlangen, daß ich mit Ihnen umkehre, und es wird Ihnen auch nicht gelingen, mich dazu zu bestimmen, meinen Vorsatz für heute aufzugeben."

Bei diesen Worten sprang der junge Alfred die Treppe hinunter, ohne sich um den mißmuthigen Advokaten zu bekümmern, der ihm nur mit Mühe folgen konnte.

„Aber mein Herr, ich komme in Sachen Ihres Prozesses!" rief ihm der Advokat nach. „Herr D. ist soeben gestorben, er hinterläßt eine ziemlich reiche und liebenswürdige Tochter, die keines der Vorurtheile ihres Vaters geerbt hat, und eine Heirath zwischen ihr und Ihnen könnte alles ausgleichen, alles in Ordnung bringen."

„Sie sind toll", entgegnete Alfred. „Mich verheirathen zu wollen mit der Tochter eines Mannes, der meinen Vater durch tausend Quälereien und Bösw'ligkeiten hingerichtet, schändlich gemordet hat? Daran denken Sie doch wohl nicht im Ernste, mein Herr? Aber ich sehe, Sie sind auch wie alle andern Leute Ihres Schlags, die das Geld über alles anschlagen! Nach Neigungen und Empfindungen wird erst nachher gefragt."

„Aber Fräulein D. ist jung, gut, bezaubernd", bemerkte der Advokat aufgeregt.

„Nun, wir wollen sehen", sagte Alfred, stieg in den Wagen, nahm die Zügel aus der Hand seines Kutschers und fuhr rasch davon.

Seit dieser sonderbaren Unterhaltung mitten auf der Treppe war beinahe ein Jahr verflossen, und der fragliche Prozeß abwechselnd lebhaft geführt worden.

Das Erkenntniß erster Instanz war bereits zu Gunsten Alfred's von C. ausgefallen; eine Sentenz des Appellations-Gerichtshofes hatte indessen Fräulein D. begünstigt und der Advokat des jungen Mannes stand auf dem Punkte, sich an den Kassationshof zu wenden, als ein ebenso unerwarteter Vorfall den langen und kostspieligen Streit plötzlich zur Zufriedenheit aller Theile erledigte.

Es war am Abend des Charfreitags. Alfred, immer noch leidenschaftlicher Musikschwärmer, hatte sich nach der Kapelle eines Frauenklosters begeben, wo man eben jedes Jahr an diesem heiligen Tage die herrliche Musik auszuführen pflegte.

Bereits war ein Stück schon sehr gut gegeben worden, als „die letzten Worte Christi am Kreuze" von Haydn zum Entzücken aller von einer schönen klangreichen Frauenstimme ertönten. Das Geflüster der Zuhörer verstummte, jeder gab sich mit schweigender Bewunderung dem himmlischen Genusse hin.

Als der göttliche Gesang aufhörte, und Alfred wieder zu sich gekommen war, fragte er, sich ringsumschauend, wer der Engel sei, dessen Stimme bis in das Innere des Herzens dringe.

An Alfred's Nähe war einer seiner Bekannten und dieser sagte zu ihm: „Ich weiß zwar auch nicht, wer die Dame mit der schönen Stimme ist, aber wenn Sie wünschen, dieselbe noch einmal zu hören, so holen Sie mich morgen Abend um 8 Uhr ab, und ich werde Sie in ein Concert führen, welches Frau v. S. gibt, in dem sich diese Sängerin hören lassen wird."

Den Tag darauf begab sich Alfred mit seinem Freunde zur Frau v. S.

Sie hatten sich etwas verspätet; deshalb hatten sie kaum Zeit, die Dame des Hauses zu begrüßen, als auch schon das Concert begann.

Nach einer Symphonie von Beethoven, die außerordentlich gespielt wurde, und einigen Sonaten, kamen mehrere Gesangstücke an die Reihe.

„Ich höre die Stimme von gestern nicht wieder," sagte Alfred wiederholt zu seinem Freunde.

„Nur Geduld," suchte dieser ihn zu trösten, „die Soiree hat ja erst angefangen. Sie werden die Dame ganz gewiß noch hören, denn erst diesen Morgen ist mir versichert worden, daß sie singen werde."

Beinahe in demselben Augenblick trat ein junges und sehr hübsches Mädchen schüchtern an das Piano, geführt von Frau v. S. selbst, die ihr lächelnd Mut einzusprechen schien. Der seelenvolle bescheidene Chopin hatte die angenehme Obliegenheit übernommen, die Sängerin zu begleiten. Der Gegenstand des Gesanges war die „Einnahme von Jericho" von dem unsterblichen Mozart, und die Dame sang sie mit einem Feuer, mit einem Gefühl, daß alle Zuhörer hingerissen waren.

„Wer ist dieses Engelwesen, die Zauberin?" fragte Alfred.

„Ich habe mich nach dem Namen noch nicht erkundigen können," antwortete ihm sein Freund. Kaum waren diese Worte gesprochen, als eine Stimme ihm ins Ohr flüsterte: „Das ist Fräulein D."

Alfred wendete sich rasch und heftig um und erkannte seinen Advokaten, der zugleich Verwandter und Vormund der reichen Erbin war.

„Das ist nicht möglich!" rief Alfred stürmisch und äußerte sich zweifelhaft darüber, daß die schöne Sängerin die Tochter des verstorbenen D. sein könne.

„Nur ruhig! mein Herr," versetzte der Advokat und legte die Hand auf seinen Mund. Dann nahm er eine bedeutungsvolle und fast mißmuthige Miene an und sagte: „Ich habe es Ihnen ja gestern schon voraus gesagt, daß Fräulein D. sehr musikalisch sei. Erinnern Sie sich wohl?"

„Wer konnte das ahnen," entgegnete Alfred kleinlaut, „und wenn dieses Engelwesen, das ich anbete, mir ihre Hand geben wollte, so würde ich der glücklichste unter allen Sterblichen sein. Darf ich Sie bitten, den gütigen Vermittler zu machen.

Der Advokat lachte und rieb sich vergnügt die Hände.

Noch war kein Monat vergangen, als der Prozeß beendigt, der Kontrakt und Heirath unterzeichnet und die Verbindung vollzogen war.

Eigenartige Kur.

Der bekannte Komiker Fritz Beckmann hatte während eines Sommers in dem Wien nahe gelegenen Kurort Baden eine Badekur gebraucht. Kurz vor der Abreise besuchte ihn der Badearzt und fragte: „Nun, wie befinden sich, Herr von Beckmann? Wie sein's zufrieden mit der Kur?"

Beckmann antwortete: „Ich dank' Ihnen, Herr Doktor, mir fehlt nichts, gar nichts!" — Der Arzt war im höchsten Grade entzückt und Beckmann fuhr fort: „Schau'ns, Herr Doktor, als ich hierher kam, hatte ich Ohrenbrausen, das hab' ich noch, hatte ich Magenschmerz, den hab' ich auch noch, schau'ns, auch Kopfweh hab' ich noch immer, mir fehlt keine von all' den Krankheiten mit denen ich hergekommen bin."